

Nr. 62. Bromberg, den 12. Juli 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(14. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

Irmgard holte einen niedrigen Schemel und ließ sich nieder zu den Füßen des Vaters.

„So, mein Kind! . . . Und nun sieh mir in die Augen! Fest, ohne mit den Wimpern zu zucken! Ich will dich etwas fragen.“

Sanft schlang Irmgard beide Arme um den Vater und blickte voll zu ihm auf.

„Ich höre, lieber Vater.“

Ein paarmal öffnete der alte Mann die Lippen und schloß sie wieder. Dann fragte er hastig, in verhaltener Erregung:

„Du hast deinen alten Vater lieb, mein Kind, nicht wahr?“

„Sehr lieb, Vater!“

„Du hältst mich für einen guten Menschen, wie?“

Irmgard erschrak. Was meinte der Vater damit? Unwillkürlich zögerte sie mit der Antwort.

„Nun?“ drängte Baron Herbert. „Warum antwortest du nicht? Hältst du mich für einen guten Menschen?“

„Ja, Vater!“

Kleine Pause. Auf der Stirn des Mannes perlten große Schweißtropfen. Seine Lippen zitterten.

Wieder wartete er eine ganze Weile. Ersichtlich wurde es ihm sehr schwer, das auszusprechen, was nun kommen sollte.

„Wenn ich — wenn ich — —“ begann er endlich stockend — „wenn ich nun ein anderer wäre, als — als du — glaubst, Kind — würdest du mich dann auch noch lieb haben?“

Fester schlang Irmgard die Arme um die ganz in sich zusammengesunkene Greisengestalt.

„Du bist mein Vater“, sagte sie innig. „Ich würde dich lieb haben, wie du auch seist — ob gut, ob schlecht.“

Forschend ruhten die trüben Augen des alten Mannes, deren Blick in den letzten Wochen einen wehen, hilflosen Ausdruck angenommen hatten, auf dem ernsten Gesicht seines Kindes.

„Auch, wenn ich — wenn ich eine — große Schuld auf dem Gewissen hätte?“

Irmgard zuckte zusammen. Sie fühlte, wie ihr Herz in rasenden Schlägen zu pochen begann. Mit fast übermenschlicher Kraft zwang sie sich zur Ruhe.

„Auch, wenn du eine große Schuld auf dem Gewissen hättest, Vater!“ lautete die ernste, fast feierliche Entgegnung. „Vater und Tochter gehören zusammen — was auch kommen mag!“

Ein tiefer, befreiender Seufzer hob Herbert Hasselrodes Brust. Mit rührender Dankbarkeit blickte er in die groß und voll zu ihm aufgeschlagenen Augen seines Kindes.

So verharrten beide eine zeitlang schweigend. Dann schob der alte Mann das junge Mädchen sanft von sich.

„Spiel' mir etwas auf dem Klavier vor, mein Kind! Etwas von Chopin!“

Bald durchfluteten die zauberhaften Klänge eines Nocturnos des unsterblichen Meisters den Raum — zart, schmelzend, anschwellend, jubelnd — —

Der alte Mann aber saß zurückgelehnt in seinem Stuhl und lächelte verklärt.

Zum ersten Male seit vielen Jahren zeigte sein Gesicht den Ausdruck der Ruhe und des Friedens.

XVIII.

Acht Tage später . . . .

Draußen in dem kleinen Landhaus im Grunewald war alles Freude und Jubel.

Salomea hatte es kaum fassen können, daß dieses schmucke, von hohen Kiefern umgebene Häuschen ihr gehören sollte. Zu lange hatte sie in Armut und Elend gelebt, um sich so rasch an den Gedanken zu gewöhnen, von nun an in einem eigenen, zierlich möblierten Hause, in einem der vornehmsten Vororte Berlins, wo sonst nur die Reichen und Vornehmen ihre Villen besitzen, hausen zu sollen.

Doch der Onkel bestand darauf, daß das Häuschen sofort bezogen würde. Er hätte extra deswegen eine möblierte Villa gewählt, damit seine Nichte mit all dem Krimskrams keine Mühe hätte. Mochte doch das bißchen Miete, das die alte Schmutzwohnung da oben in der Brunnenstraße, vier Treppen hoch, kostete, zum Kuckuck gehen! Und die paar verschlissenen, wurmstichigen, altersmüden Möbel dazu! Nur die Kleider und die Wäsche und einige kleine Andenken sollten herübergeschafft werden in das neue Heim . . . .

Und so geschah es.

Nach wenig Tagen schon hatte die Familie Alsen sich häuslich eingerichtet in der kleinen „Villa Daheim“. Und Minna war nicht wenig stolz, daß sie im hellen Kattunkleid und weißem Latzschürzchen, auf dem hübsch frisierten Krauskopf ein kokettes Häubchen, ihre Herrschaft bei Tisch bedienen durfte.

Onkel Paul hatte ein Stübchen im oberen Stockwerk bezogen. Er wollte die Kinder viel um sich haben — besonders Klein-Evchen, das Ebenbild seiner verstorbenen Schwester. Das war seine einzige Bedingung. —

Unter Kanonendonner und Glockengeläut, bei Sang und Klang, mit Lachen und Scherzen, Jubilieren und Frohlocken stieg das neue Jahr herauf.

Salomea zog ihren Kindern die besten Kleider an und ging mit ihnen durch die wonnige Schneelandschaft des Grunewaldes.

Die Plappermündchen der beiden Ältesten waren keinen Augenblick ruhig. Alles bewunderten sie; alles weckte ihre kindliche Neugierde.

„Mama!“ rief Gert wohl schon zum zwanzigsten Male, während ihre lachenden Augen tanzten vor Wonne — „wie schön! Wie schön! Ich hab' gar nicht gewußt, daß die Welt so schön ist! Nun gehen wir spazieren wie die vornehmen Leute —“

„Ja,“ fiel Ilse ein, indem sie beide Händchen begeistert auf den Magen drückte — „und soviel, wie wir jetzt zu essen bekommen! Früher hatte ich immer Hunger!“

Glückselig lächelnd blickte Salomea auf ihre Lieblinge.

Ja, die Welt war doch schön! —

Als sie gegen Abend nach Hause zurückkehrte, fand sie ihren Mann und Onkel Paul in nicht geringer Aufregung.

Ein Eilbrief Irmgards war eingetroffen, in dem sie Salomea bat, so bald wie möglich nach der Villa Hasselrode zu kommen.

Schimpfend und knurrend stampfte Paul Mellini im Zimmer umher. Der Name Hasselrode versetzte ihn noch immer in Wut.

„Bin neugierig, was die Bande wieder von dir will!“ brummte er ärgerlich. „Von denen kommt nichts Gutes!“

Salomea wechselte gar nicht erst ihren Anzug. Der Brief war von gestern datiert und hatte den Umweg über die alte Wohnung in der Brunnenstraße gemacht. Sicher hatte man sie schon den ganzen Tag über in der Villa Hasselrode erwartet. Salomea wußte, Irmgard würde sie nach dem Vor-

gefallenen nicht rufen, wenn sie ihrer nicht dringend benötigte.

So begab sie sich sofort auf den Weg zur Trambahn, die sie nach der Tiergartenstraße bringen sollte. — —

Zum dritten Male betrat Salomea Alsen die Villa Hasselrode.

Ernst, schweigsam, doch voller Ehrerbietung geleitete der Diener sie die Treppe hinauf, zu einer Polstertür, die er behutsam öffnete.

Bläuliches Dämmerlicht empfing die Eintretende.

Zunächst vermochte sie nichts zu unterscheiden. Dann bemerkte sie am Kamin einen Lehnsessel, auf dem ein gebückter, in sich zusammengesunkener Greis saß, die Knie trotz der im Zimmer herrschenden Wärme mit einer dicken Decke umwickelt.

Und daneben, ein Buch in der Hand, aus dem sie vorgelesen zu haben schien, eine dunkle Frauengestalt.

Jetzt wandte die Frauengestalt den Kopf.

Ein Freudenschimmer huschte über ihr ernstes Antlitz. Rasch erhob sie sich und streckte der Eintretenden stumm beide Hände entgegen.

Salomea fühlte, wie ihr Herz sich zusammenkrampfte. Großer Gott! War dieses bleiche Geschöpf Irmgard? Die blühende, jugendfrische, strahlende Irmgard? . . . .

Auch Salomea sprach kein Wort: die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Schweigend blickte sie von dem jungen Mädchen auf den alten Mann im Lehnstuhl und wieder auf das Mädchen . . .

„Vater!" sagte Irmgard langsam, feierlich, indem sie Salomea bei der Hand faßte und sie dem alten Mann zuführte. „Vater! Salomea Alsen ist hier!"

Baron Herbert v. Hasselrode schreckte empor. In seinem Dämmerzustande hatte er das Eintreten der fremden Dame gar nicht bemerkt. Blinzelnd öffnete er die Augen und starrte die junge Frau an wie ein Gespenst.

Dann winkte er matt mit der zitternden Hand ab.

„Erst meine Geschichte! Meine Geschichte!" stöhnte er. „Ich würde sie nicht über die Lippen bringen, wenn ich diese Augen verächtlich auf mir ruhen sähe."

Schweigend zog Salomea sich in den äußersten Winkel des Zimmers zurück. Was würden die nächsten Minuten ihr bringen? Was wollte der alte Mann von ihr? Er, der ihr Bruder war und doch ihr — ärgster Feind? . . .

Inzwischen hatte Baron Herbert mit Aufbietung all seiner Kräfte die Fassung wiedergewonnen.

Geradeaus blickend, als sehe er in ferne Weiten, begann er langsam, eintönig:

„Ich zählte fünfzehn Jahre und mein Bruder Bruno kaum dreizehn, als unsere Mutter starb. Ich liebte meine Mutter leidenschaftlich. Sie war eine edle, vornehm gesinnte Frau, uns Knaben das herrlichste Vorbild. Nie wieder habe ich ein Weib gesehen wie sie; nie wieder werde ich eines sehen. In meinen Augen war sie vollkommen . . . Lange, lange konnte ich ihren Tod nicht verwinden. Und auch mein Vater war untröstlich; er schien die Lust am Leben verloren zu haben. Sogar sein Interesse an seinem blühenden Bankhaus erlahmte. Obgleich er viel auf Reisen ging, um auf andere Gedanken zu kommen, wurde er doch immer stiller und einsilbiger, so daß die Ärzte für seine Gesundheit fürchteten. — — — Vor mehreren Jahren hatte er die Hälfte seines beträchtlichen Vermögens aus dem Geschäft herausgenommen, die andere Hälfte blieb darin, und die Firma wurde auf seine beiden Söhne, auf mich und meinen Bruder Bruno, übertragen. — —

„Mein Bruder erwies sich bald als ein vorzüglicher Geschäftsmann — im Gegensatz zu mir. Mir fehlte jeder kaufmännische Sinn. Ich kannte kaum den Wert des Geldes und gab aus, wie es meiner Laune gerade behagte. Auch kümmerte ich mich fast gar nicht ums Geschäft, lebte vielmehr nur meinen schöngeistigen Neigungen. Was Wunder, daß für die Dauer das Bankhaus sich nicht auf seiner Höhe halten konnte. — —

„Wie bereits erwähnt — mein Vater hatte meine verstorbene Mutter schwärmerisch geliebt. Nie hatten wir daran gedacht, daß er ihr je eine Nachfolgerin hätte geben können — —

„Da merkten wir Söhne bei einer mehrwöchigen gemeinsamen Reise durch Oberitalien, daß sein alterndes Herz — er hatte damals die Fünfzig schon weit hinter sich — noch einmal Feuer fing. Ein ganz einfaches Mädchen war es, die Schwester eines Gondelführers auf dem Canale grande in Venedig — —

„Wir Söhne amüsierten uns zuerst über diese „Liebelei", wie wir den Johannistrieb des Vaters nannten. Aber die Sache wurde ernst. Trotz unserer Vorstellungen, trotz der bedrohlichen Angriffe von seiten des jähzornigen Bruders der schönen Salomea, der die Ehre seiner Schwester verteidigen zu müssen glaubte, ließ mein Vater von seiner späten Liebe nicht ab — — —

„Er heiratete das Mädchen. Wir Söhne waren empört — vorerst, daß er unserer vornehmen Mutter eine solch unebenbürtige Nachfolgerin gab. Dann aber auch, weil wir uns pekuniär benachteiligt sahen. Ein heftiger Streit entspann sich, der bald zum vollständigen Bruch führte — — —

„Auch ich hatte mich inzwischen verheiratet. Die sehr schöne, stolze, vornehme, aber leider ganz arme Gräfin Juliane v. Knipphausen war meine Gattin geworden. Ich liebte meine Juliane namenlos. Um ihr ein Vergnügen zu bereiten, um ihr ein Lächeln zu entlocken, streute ich das Geld mit vollen Händen aus. Und dieses Glück steigerte sich noch, als uns ein Töchterchen geboren wurde. Doch von der Geburt des Kindes ab kränkelte meine Gattin. Sie wurde launenhaft, extravagant und verschwenderisch, und ich verliebter Tor befriedigte jeden ihrer Wünsche, auch den wahnsinnigsten — —

„Inzwischen hatten wir lange nichts von unserem Vater und seiner jungen Frau gehört. Wir wußten nur, daß das Paar auf Madeira lebte und daß auch sie ein Töchterchen hatten — —

„Da erhielten wir plötzlich eine Depesche aus Funchal auf Madeira, mein Bruder und ich möchten sofort hinkommen, der Vater läge im Sterben und verlange nach seinen Söhnen — —

„Wir fuhren hin. Der Vater starb und wir nahmen seine Leiche mit uns nach der Heimat."

Baron Herbert von Hasselrode machte eine kleine Pause und lehnte sich erschöpft in seinen Sessel zurück. Das lange Sprechen und die schmerzvollen Erinnerungen griffen ihn sichtlich an.

Weder seine Tochter noch Salomea hatten ihn auch nur mit einer Silbe unterbrochen. Beide hingen mit atemloser Spannung an seinen Lippen, wenn auch ganz verschiedene Empfindungen ihre Herzen durchzuckten bei den seltsamen Enthüllungen des alten Mannes.

„Unser Bankgeschäft war damals dem Ruine nahe," fuhr er nach einer Weile mit Anstrengung fort, „teils durch verfehlte Spekulationen meines Bruders, teils durch meine Verschwendungssucht. Unsere einzige Hoffnung ruhte auf dem Testament meines Vaters. Wenn wir auf einmal wieder eine tüchtige Summe in die Hände bekämen — der drohende Bankerott und die damit verbundene Schande hätten sich vermeiden lassen — —

„Welch Entsetzen packte uns aber, als bei der Testamentseröffnung sich herausstellte, daß mein Vater sein ganzes Vermögen seiner zweiten Gattin und deren Töchterchen hinterlassen hatte — mit dem Hinzufügen, seine Söhne aus erster Ehe hätten bereits früher ihr Teil erhalten. Nur wenn Mutter und Tochter ohne Leibeserben sterben würden, sollte das Vermögen an die beiden Söhne oder deren Erben fallen."

Ein leises Geräusch von der Ecke her, wo Salomea saß, ließ den alten Mann in seiner Erzählung innehalten.

In der ersten Erregung war Salomea aufgesprungen. Das Bekenntnis des Verbrechens, das an ihrer Mutter und ihr selbst begangen worden war, aus dem eigenen Munde des Schuldigen zu hören, brachte sogar diese starke Frauennatur für kurze Zeit aus dem seelischen Gleichgewicht. Ihre Augen flammten; ihre Fäuste ballten sich. Jedes sanftere Gefühl war in diesem Moment wie weggewischt. Hin hätte sie stürzen mögen zu dem alten Manne dort im Lehnstuhl, ihm Aug in Auge gegenüberstehen und ihm zurufen: „Schurke! Was hast du getan an meiner armen, kranken Mutter! Bekenne und — büße!"

Doch ein Blick auf Irmgard, die, angstvoll jede Bewegung des geliebten Vaters verfolgend, am Kamin lehnte, besänftigte ihren flammenden Zorn.

Sie setzte sich wieder und wartete ab, was nun kommen würde.

Auch Herbert von Hasselrode hatte die Erinnerung übermannt. Aufseufzend wischte er sich die dicken Schweißtropfen von der geröteten Stirn.

„Meine Frau war zu der Zeit gerade besonders leidend", fuhr er nach einer Weile abermals, jetzt mit merklich zitternder Stimme und stoßweise, fort. „Zu ihrer krankhaften Nervosität hatte sich die Grippe mit bösen Folgeerscheinungen gesellt, und der Arzt riet uns dringend einen längeren Aufenthalt im Hochgebirge an, wenn ich das Leben meiner Frau retten wollte . . . Meine Juliane in Lebensgefahr! Ich liebte diese Frau so sehr, daß mich schon der Gedanke an ihren Verlust fast wahnsinnig machte! Aber wie konnte ich mit der Schwerkranken für längere Zeit ins Hochgebirge gehen, — jetzt, da wir vor dem Bankerott standen — —

„Ich klagte meinem Bruder mein Leid. Wir hatten niemals viel Sympathien für einander gehabt, aber in dringlichen Fällen war es meine Gewohnheit, mich an ihn zu wenden, wenn ich keinen Rat wußte . . . Er hörte mich ruhig an. Dann sagte er langsam, jede Silbe scharf betonend:

„Willst du die ganze Sache mir überlassen, Herbert? Ich meine, ob du zufrieden bist, wenn ich Geld herbeischaffe, auf welche Weise es auch sein mag? Jene kleine Frau aus Madeira —"

„Bruno!" rief ich entsetzt, „du willst doch nicht —"

„Ich will Geld schaffen, damit unser Geschäft wieder floriert und — damit deine Juliane wieder gesund wird —" fügte er lauernd hinzu. „Du nimmst den letzten Rest von Geld aus der Kasse und schaffst deine Frau nach der Schweiz. Ich sorge dafür, daß in kurzer Zeit die Kasse wieder voll ist — übervoll!"

„Der Schlaue hatte meinen wunden Punkt getroffen. Meine Juliane wieder gesund! Das gab für mich den Ausschlag. Bruno lachte, als er sah, daß er gewonnenes Spiel hatte — ein häßliches, diabolisches Lachen, das mir durch und durch ging —

„Damit Du nicht etwa nachträglich Gewissensbisse oder sonstige moralische Anwandlungen bekommst —" meinte er sarkastisch — „will ich Dir nur sagen, daß jene kleine Frau auf Madeira von mir abgefunden werden soll. Sie wird keine Not leiden —"

„Aber das Testament, das Testament!" warf ich ein. „Es liegt hier auf dem Gericht —"

„Bah! Sie weiß nichts davon. Und braucht auch nichts zu wissen. Für alle Fälle werde ich die nötigen Vorkehrungen treffen —"

„Und das Erbschaftsgericht?" fragte ich weiter. „Du weißt, die Frau hat eine Tochter —"

„Auch daran habe ich schon gedacht," lachte er schlau. „Überlaß nur alles mir!"

„Ich zögerte. Noch lebte in mir die alte Ehrenhaftigkeit, der Abscheu vor der Sünde. Leichtsinnig war ich gewesen, unbedacht und verschwenderisch — aber doch stets ein Ehrenmann im Denken und Handeln —

„Gibst Du mir Vollmacht, zu tun, was ich für gut halte?" drängte mein Bruder, der mein Schwanken sah. „Du brauchst nichts damit zu tun zu haben, brauchst nur zu schweigen. Ich besorge alles. Nur Antwort will ich haben: ja oder nein! Denke an Deine Juliane!"

Und ich — ich sagte: „Ja!" rang es sich schrill von Baron Herbert Hasselrodes Lippen.

Totenstille. Keine der beiden atemlos lauschenden Frauen rührte sich. Die Tragik des Augenblicks hielt sie völlig in ihrem Bann.

Auf den alten Mann übte das Bekenntnis seines Vergehens eine ganz eigentümliche Wirkung aus. Er hatte seine zusammengesunkene Gestalt etwas aufgerichtet, sein Blick wurde lebhafter. Es war, als ob jedes Wort, das er sich von der Seele wegsprach, ihn kräftigte, ihn dem Leben wieder zurückgab.

„Der Rest meiner Geschichte ist rasch erzählt," fuhr er abermals, diesmal schneller, hastiger, fort. „Es wurde alles so, wie mein Bruder vorausgesagt. Ich fuhr mit meiner Frau nach St. Moritz, wo sie sich sichtlich erholte. Als wir nach einem Vierteljahr heimkehrten, florierte unser Geschäft. Welche Mittel mein Bruder angewandt, um es dahin zu bringen, erfuhr ich erst viel später. Aber als ich es wußte, überfiel mich ein Grauen vor ihm. Ich atmete auf, als er vorschlug, er wollte nach Brasilien gehen, um in Rio de Janeiro eine Filiale unseres Bankhauses zu gründen. Ich glaube, der Boden war ihm hier zu heiß unter den Füßen geworden. Aber auch ich fand keine Gewissensruhe. Meine Juliane, um deretwillen ich zum Verbrecher geworden war — denn der Hehler ist ebenso verdammenswürdig wie der Dieb selbst — sie starb nach wenigen Jahren. Ich erblickte in ihrem Tod eine Strafe Gottes für mich. Meine Gewissensqualen wuchsen und wuchsen. Ich grübelte und grübelte, wie ich das Unrecht, das mein Bruder und ich jener Frau und ihrem Kinde angetan, wieder gut machen könnte. Ich schrieb nach Funchal, ich erfuhr, daß die Frau gestorben und das Kind fort war, wohin wäre unbekannt. Vielleicht auch schon gestorben, verdorben — durch unsere Schuld! —"

Ein zitternder Seufzer entrang sich Baron Herberts Brust. Er sah so alt und krank aus, daß Irmgard ihn besorgt stützte.

Doch er schüttelte nur das Haupt. Er war noch nicht fertig mit seiner Erzählung.

„Vor meiner Tochter habe ich bis vor kurzem all dies geheim gehalten —" raffte er sich plötzlich wieder auf. „Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, auch sie noch zu verlieren. Bis ich sie nicht mehr aushielt, diese ewige Lüge. Am Heiligabend beichtete ich ihr. Und ich erfuhr, daß sie von allem bereits Kenntnis hatte! Daß sie nur aus Liebe zu ihrem alten Vater bisher geschwiegen! Ja, daß sie sogar das Kind aus der zweiten Ehe meines Vaters kannte —

„Endlich, endlich ein Lichtblick! Mein Bruder hat sich auf und davon gemacht. Wo er gelandet ist, weiß ich bis heute nicht. Aber er ist fort. Die Angst muß ihn gepackt haben vor den Folgen dessen, was wir getan. An mir liegt es jetzt, zu büßen für uns beide! An mir allein!"

Tief, ernst, feierlich schloß der alte Mann sein Bekenntnis. Die Augen fest auf Salomea gerichtet, wartete er auf sein Verdammungsurteil.

Langsam stand Salomea auf.

Und auch Baron Herbert hatte sich aus seinem Lehnstuhl erhoben.

Aug' in Auge standen die beiden einander gegenüber: der alte Mann demütig, zaghaft, das weiße Haupt gebeugt — die junge Frau stolz, hochaufgerichtet, mit flammenden Blicken — —

„Salomea!" zitterte es von seinen Lippen. „Salomea! Kannst Du mir — verzeihen?"

Sie schwieg. Aber in ihren flammenden Blicken glaubte er, sein Urteil zu lesen. Noch tiefer senkte er das weiße Haupt.

„Du hast recht, mich zu verdammen," hauchte er mit versagender Stimme. Ich habe zu viel Unglück über Dich und Deine arme Mutter gebracht. Das Testament, das Bruno Deiner Mutter zeigte, war gefälscht. Dein Totenschein, den er dem Gericht vorlegte, ebenfalls. Wir verdienen kein Mitleid! Kein Erbarmen!"

Tief aufstöhnend sank er in den Sessel zurück — todesbleich, am ganzen Körper bebend vor Erregung.

„Vater! Vater!" schrie Irmgard auf, vor der gebrechlichen Greisengestalt niedersinkend und sie mit beiden Armen umfangend.

Salomea erbebte.

War dieser arme, bemitleidenswerte, todkranke Greis da vor ihr noch ihr ärgster Feind? Ihr Todfeind, dem sie Rache geschworen? . . . .

Sie bedeckte das Antlitz mit den Händen. Ein heißer Kampf tobte in ihrem Herzen.

Und plötzlich stürzte sie zu dem leise Schluchzenden hin und reichte ihm die Hand.

„Mein — Bruder! Ich verzeihe Dir, wie es meine Mutter getan hätte — getreu dem Wort: „Du sollst nicht richten —!"

Tiefes Schweigen.

Totenstille.

Dann hob der müde Greis langsam beide Arme. Ein unsäglich rührender Ausdruck breitete sich auf seine welken Züge. Die matten Augen blickten verklärt in das stolze, jetzt liebevoll über ihn geneigte Frauenantlitz.

„Meine Schwester, hab' Dank," flüsterte er glückselig. „Jetzt — kann ich — ruhig sterben . . . Dank!"

O glorreiche Feierstunde, da sich getrennte Herzen versöhnen!.

(Schluß folgt.)

Ein kleiner Irrtum.

Von A. P. Tschechow.

Der Kollegienassessor Migujew blieb plötzlich bei Beendigung seines üblichen Abendspazierganges vor einer Telegraphenstange stehen und seufzte tief auf. Vor einer Woche, als er ebenfalls vom Spaziergange heimkehrte, hatte ihn sein früheres Dienstmädchen Anija eingeholt und ihm wütend zugerufen:

„Warte nur, warte! Ich werde dir einen Spektakel aufführen, daß du wissen wirst, was es heißt, unschuldige Mädchen verführen! Das Kind lege ich dir vor die Tür . . . zum Gericht werde ich gehen . . . und deiner Frau erzähle ich alles . . ."

Und sie verlangte, daß er für sie bei der Bank fünftausend Rubel hinterlegen soll. Migujew dachte daran, seufzte abermals und machte sich die schwersten Vorwürfe, daß er sich durch die Schwäche eines Augenblicks so viele Sorgen und Leiden aufgebürdet hatte. In sein Haus zurückgekehrt, setzte er sich auf die Veranda, um auszuruhen. Es war 10 Uhr abends und hinter den Wolken kam der Mond hervor. Auf der Straße und um die Villen herum war kein Mensch zu sehen; die älteren Gäste legten sich schon zu Bett und die jungen spazierten im Walde. Migujew suchte in seinen Taschen nach Zündhölzchen, um sich eine Zigarette anzuzünden und stieß dabei mit dem Ellbogen auf etwas Weiches; fast gedankenlos schaute er hin, und plötzlich durchfuhr ihn ein solcher Schrecken, als ob er eine Schlange erblickt hätte. Auf der Veranda, hart an der Tür, lag ein Bündel. Das eine Ende des Bündels war offen, und als der Kollegienassessor seine Hand hineinschob, fühlte er etwas Warmes, Feuchtes. Entsetzt sprang er auf und schaute sich um wie ein Verbrecher, dem die Polizei auf der Spur ist . . .

„Also hat sie doch ihr Vorhaben ausgeführt!" murmelte er voll Haß durch die Zähne und ballte die Fäuste. „Da liegt es, Da ist der Skandal . . .! O Gott!"

Vor Angst, Wut und Scham war er wie versteinert . . . Was sollte er nun tun? Was wird die Frau sagen, wenn sie

es erfährt? Was seine Amtskollegen? Seine Exzellenz wird ihm gewiß auf den Bauch klopfen und höhnisch bemerken: „Gratuliere. Hahaha ... Alt und grau und noch immer tüchtig, unser Semjon Erastowitsch!“ Alle Kurgäste werden sein Geheimnis erfahren und die ehrbaren Familien werden ihm vielleicht sogar ihr Haus verweisen. Von Findelkindern wird in allen Zeitungen berichtet, und auf diese Weise wird der bescheidene Name Migujew in Rußland bekannt werden.

Das Mittelfenster der Villa war offen, und man hörte genau, wie Anna Filippowna, Migujews Frau, den Tisch zum Abendessen deckte; im Hofe, hinter dem Tore, saß der Hausdiener Jermolaj und klimperte jämmerlich auf seiner Balalaika. Wenn nun das Kind aufwachte und zu schreien begönne, wäre das ganze Geheimnis verraten ... Eile war geboten.

„Schnell ... schnell!“ murmelte er. „Es muß rasch geschehen, solange mich niemand sieht. Ich trage das Kind irgendwo hin und lege es vor eine fremde Türe ...“

Migujew nahm das Kind unter den Arm und ging leise und langsamen Schrittes die Straße entlang ...

„Eine verdammt unangenehme Geschichte!“ sagte er sich, ein möglichst gleichgültiges Aussehen annehmend. „Ein Kollegienassessor geht mit einem Wickelkind auf dem Arm. Mein Gott! wenn mich jemand sieht und den Sachverhalt begreift, bin ich verloren ... Hier auf die Veranda lege ich es hin ... Nein, halt, hier sind die Fenster offen und es könnte mich jemand sehen ... Wohin gebe ich es nur? Aha, ich hab's. Ich werde es zum Kaufmann Mjelkin tragen ... Er ist reich und barmherzig. Vielleicht wird er mir noch Dank wissen und das Kind als eigen annehmen.“

Und Migujew war fest entschlossen, das Kind zu Mjelkin zu tragen, obwohl die Villa sich in einer entlegenen Straße, hart am Flusse befand.

„Es soll nur nicht vom Bünzel herausfallen oder zu schreien anfangen,“ dachte der Assessor. „Na, ich danke verbindlichst, das hätte ich wirklich nicht erwartet! Da trage ich einen lebendigen Menschen wie ein Portefeuille. Wenn ihn Mjelkins erziehen wollten, so würde aus ihm vielleicht so ein ... vielleicht wird aus ihm so ein Professor, oder ein Feldherr oder ein berühmter Schriftsteller — auf dieser Welt ist alles möglich! Jetzt trage ich ihn unter dem Arm wie ein Lumpenbündel und in dreißig bis vierzig Jahren werde ich mich vor ihm verneigen müssen.“

Als Migujew durch ein ödes, enges Gäßchen, längs den endlosen Zäunen und dunklen Schatten der Linden ging, erschien es ihm plötzlich, daß er etwas Grausames und Verbrecherisches zu begehen im Begriffe war.

„In der Tat, das ist gemein!“ dachte er. „Das ist so gemein, daß man etwas Niedrigeres gar nicht ausdenken kann. Denn warum legen wir so einen unglücklichen Säugling von einer Tür zur anderen? Trifft ihn denn die Schuld an seiner Geburt? Und was hat er uns Böses getan? Schufte sind wir ... Ich habe mich amüsiert und das Kind soll jetzt büßen ... Man muß sich nur in die Sache hineindenken! ... Ich habe es verschuldet und das Kindchen soll es sein ganzes Leben lang büßen. Ich lege es zu Mjelkin, Mjelkins geben es in ein Findelhaus, wo alles nach den toten Buchstaben der Vorschriften gehandhabt wird ... Keine Liebe ... keine Zärtlichkeit ... keine Häschelei ... Später gibt man es zu einem Schuster in die Lehre ... es wird ein Trunkenbold, lernt saufen und fluchen, wird Hunger leiden ... zum Schuster wird man ihn geben — und doch ist er der Sohn des Kollegienassessors Migujew, von adligem Blut ... Es ist doch mein Fleisch und Blut ...

Migujew trat aus dem Schatten der Bäume auf den hell vom Monde beschienenen Weg, öffnete das Bündel und betrachtete den Säugling.

„Er schläft,“ flüsterte er. „Siehe da, eine Adlernase hat der Kerl, wie der Vater ... Er schläft und ahnt nicht, daß sein eigener Vater auf ihn schaut ... Wörtlich ein Drama, mein Bester ... Ja, was tun, verzeih ... verzeih ... Es ist dir offenbar so bestimmt ...“

Der Kollegienassessor blinzelte mit den Augen und hatte das Gefühl, als liefen ihm Ameisen übers Gesicht ... Er wickelte den Säugling wieder ein, nahm ihn unter den Arm und ging weiter. Den ganzen Weg bis zur Villa Mjelkins beschäftigten ihn soziale Fragen und er hatte Gewissensbisse.

„Wenn ich ein ehrlich denkender Mensch wäre,“ dachte er, „würde ich auf alles pfeifen, würde ich zu Anna Filippowna hingehen, vor ihr niederknien und sagen: „Verzeih, ich habe gesündigt! Peinige mich, aber das unschuldige Kind wollen wir nicht verstoßen! Wir selbst haben keine Kinder, nehmen wir also dieses und erziehen es! Sie ist ein braves Frauenzimmer und würde darauf eingehen ... Und mein Kind wäre dann bei mir ...“

Er näherte sich der Villa Mjelkins und blieb unentschlossen stehen ... Er stellte sich vor, wie er bei sich im Zimmer sitzen und die Zeitung lesen werde, während ein dreijähriger Knirps mit einem Adlernäschen mit den Fransen seines Schlafrocks spielt; gleichzeitig vergegenwärtigte er sich die schmunzelnden Kollegen und seine Exzellenz, wie ihm dieser auf den Bauch klopfte. Seines Herzens bemächtigten sich peinigende Gewissensbisse, dabei auch etwas Warmes, Zartes und Trübes ...

Der Kollegienassessor legte behutsam den Säugling auf die Stufen der Terrasse und machte eine abwehrende Handbewegung. Auf seinem Gesicht verspürte er wieder das bewußte Ameisenkribbeln ...“

„Verzeih mir, mein Bester, mir Elenden!“ murmelte er. — „Verzeih ...“

Er tat einen Schritt zurück, räusperte sich aber zugleich entschlossen und sagte:

„Ach was! komme was will! ich pfeife auf alles! Ich nehme das Kind und die Leute können reden, was sie wollen!“

Er nahm wieder das Bündel unter den Arm und ging schnell zurück.

„Laß sie reden, was sie wollen,“ dachte er. „Ich werde vor meiner Frau niederknien und werde ihr sagen: Anna Filippowna! Sie ist gut und wird schon begreifen ... Und wir werden es erziehen ... Ist es ein Junge, so nennen wir ihn Wladimir, und wenn es ein Mädel ist, dann soll es Anna heißen ... So werden wir für unsere alten Tage wenigstens eine Freude haben.

Und er tat wie beschlossen ... Weinend, vor Furcht und Scham vergehend, anderseits voll Freude und grenzenlosen Entzückens, trat er in seine Wohnung, ging zu seiner Frau, kniete vor ihr nieder und das Kind ihr vor die Füße legend sagte er erregt: „Anna Filippowna! Verdamme mich nicht und erlaube, daß ich ein Wort sage ... Ich habe gesündigt! Das hier ist mein Kind! Du erinnerst dich noch an die Anija ... Der böse Geist hat uns verführt ...“

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er auf und lief hinaus ins Freie, wie einer, der eben geohrfeigt wurde.

„Ich werde draußen warten, bis sie mich ruft. Ich will ihr Zeit lassen bis zur Besinnung ...“

Der Hausdiener Jermolaj ging gerade mit der Balalaika vorbei, sah ihn an und zuckte die Achsel ... Nach einer Minute ging er wieder vorbei und zuckte wieder die Achsel ...

„Was sagt man nur dazu,“ murmelte er lächelnd, „vor einer Weile war hier ein Frauenzimmer, die Wäscherin Aksinja. So ein dummes Weib, legt ihr Kind auf die Treppe und jemand hat es genommen und weggebracht ... Na so was!“

„Was? was sagst du?“ brüllte ihn Migujew an.

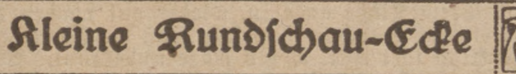
Jermolaj, den Zorn seines Herrn anders deutend, kratzte sich im Nacken und fuhr fort:

„Es ist zwar eine Sünde, aber was soll man machen? Euer Hochwohlgeboren haben verboten, fremde Weiber in den Hof zu lassen, das stimmt, aber wenn man keine eigenen hat? Früher, als die Anija da war, ließ ich keine fremden Weiber herein, man hatte seine eigene, aber jetzt kann man ohne andere Frauenzimmer nicht auskommen ... Bei Anija ging alles ohne Schwierigkeiten ... und deshalb ...“

„Fort mit dir, du Bestie!“ schrie ihn Migujew an, stampfte mit den Füßen und ging ins Zimmer.

Anna Filippowna saß noch immer an derselben Stelle, erstaunt und empört und betrachtete unausgesetzt den Säugling.

„Nun, nun ...“ stammelte Migujew, das Gesicht zu einem Lächeln verzerrend. „Ich habe ja nur Spaß gemacht ... das ist ja gar nicht mein Kind ... Es gehört der Wäscherin Aksinja. Ich ... ich spaßte ja nur ... Trage es in die Wohnung des Hausdieners!“



Kleine Rundschau-Ecke

* **Lieber Simplizissimus.** Die Tschechei ist jetzt das Land des flammenden Nationalgefühls. Jedes deutsche Wort ist natürlich aufs strengste verpönt. Ich nähere mich da neulich einem Prager Schutzmann und frage ganz höflich: „Bitte, wie komme ich hier zum Wilsonbahnhof?“ Er wirft mir einen durchbohrenden Amtsblick zu und schnauzt mich an: „Hier wird nurr Tschechisch oder Franzeesisch gesprochen!“ Darauf sage ich prompt: „Pardon, monsieur, la Gare de Wilson, s'il vous plaît?“ Erst war der wackere Patriot sehr betreten, dann sprach er verlegen und plötzlich sehr höflich: „Bitt' scheen, dirft ich vielleicht doch deitsche Auskunft geben?“ Wie man sieht, ist wirklich das Französische die zweite Landessprache in Böhmen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.